

MICHAIL BULGAKOW

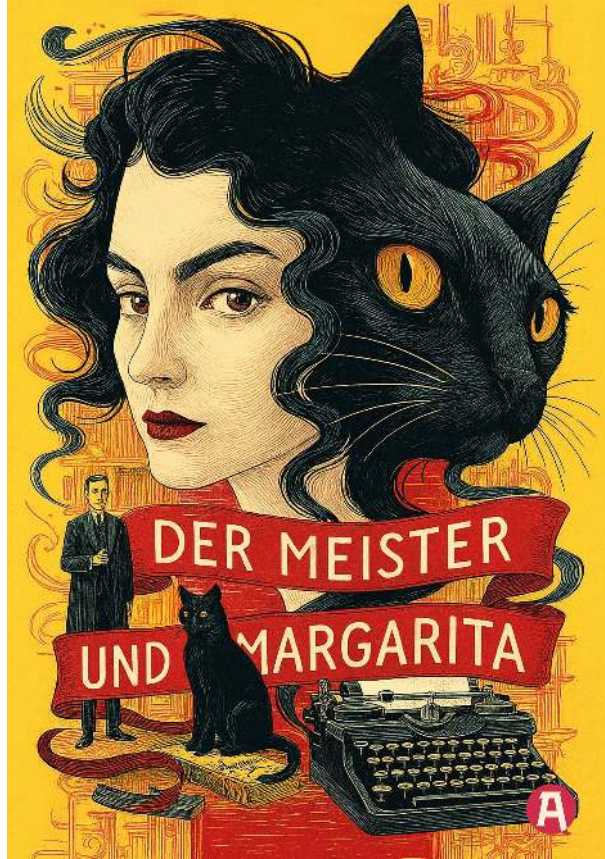


DER MEISTER

UND MARGARITA

A

MICHAIL BULGAKOW



Michail Bulgakow

Der Meister
und
Margarita

Eine teuflische Liebesgeschichte



Inhaltsverzeichnis

Teil 1

Kapitel 1

Sprecht niemals mit Unbekannten

Kapitel 2

Pontius Pilatus

Kapitel 3

Der siebte Beweis

Kapitel 4

Die Verfolgung

Kapitel 5

Die Sache spielt sich im Gribojedow ab

Kapitel 6

Schizophrenie, wie gesagt

Kapitel 7

Die unheilvolle Wohnung

Kapitel 8

Das Duell zwischen dem Professor und dem Dichter

Kapitel 9

Korowjews Streiche

Kapitel 10

Nachrichten aus Jalta

Kapitel 11

Die Spaltung Iwans

Kapitel 12

Schwarze Magie und ihre Entlarvung

Kapitel 13
Das Erscheinen des Helden

Kapitel 14
Ehre dem Hahn!

Kapitel 15
Der Traum des Nikanor Iwanowitsch

Kapitel 16
Die Hinrichtung

Kapitel 17
Ein unruhiger Tag

Kapitel 18
Unglückliche Besucher

2. Teil

Kapitel 19
Margarita

Kapitel 20
Asasellos Creme

Kapitel 21
Der Flug

Kapitel 22
Bei Kerzenlicht

Kapitel 23
Der große Ball des Satans

Kapitel 24
Die Befreiung des Meisters

Kapitel 25

Wie der Prokurator versucht, Judas aus Kiriath zu retten

Kapitel 26

Das Begräbnis

Kapitel 27

Das Ende der Wohnung Nr. 50

Kapitel 28

Die letzten Abenteuer von Korowjew und Behemoth

Kapitel 29

Das Schicksal des Meisters und Margaritas wird besiegelt

Kapitel 30

Es ist Zeit! Es ist Zeit!

Kapitel 31

Auf den Sperlingsbergen

Kapitel 32

Vergebung und ewige Zuflucht

Epilog

Teil 1

KAPITEL 1

Sprecht niemals mit Unbekannten

In der glühenden Abendsonne des Frühlingsanfangs lag der Patriarchenteich still und menschenleer, als zwei Männer dort auftauchten. Der eine, um die vierzig, trug einen schlichten grauen Sommeranzug. Klein, stämmig, dunkelhaarig und kahl, hielt er einen manierlichen Hut in der Hand, der wie eine Pastete aussah. Sein glattrasiertes Gesicht wurde von einer übergroßen Brille mit schwarzem Hornrahmen beherrscht. Der andere, ein breitschultriger junger Mann mit wildem rötlich-blondem Haar, trug die karierte Schiebermütze nach hinten geschoben, dazu ein leichtes Baumwollhemd, zerknitterte weiße Hosen und schwarze Slipper.

Der erste war kein Geringerer als Michail Alexandrowitsch Berlioz, Chefredakteur einer angesehenen Kunstzeitschrift und Vorsitzender einer der größten Literaturvereinigungen Moskaus - Massolit genannt. Sein Begleiter: der Dichter Iwan Nikolajewitsch Ponyrew, der unter dem Pseudonym Besdomny schrieb.

Kaum hatten sie den Schatten der ersten grünenden Linden erreicht, steuerten die beiden direkt auf einen bunt bemalten Kiosk mit der Aufschrift „Bier und Wasser“ zu.

Hier zeigte sich das erste Merkwürdige dieses eigenartigen Maienabends: Kein Mensch am Kiosk, kein Mensch auf der Allee, die parallel zur Malaja-Bronnaja verlief. Obwohl die drückende Hitze der sinkenden Sonne Moskau in trockenen Dunst hüllte, war niemand unter die Bäume gekommen, niemand saß auf den Bänken. Die Allee lag still wie ein vergessenes Bühnenbild.

„Narzan-Wasser, bitte“, sagte Berlioz.

„Narzan gibt's nicht“, erwiderte die Verkäuferin und schien aus unerfindlichem Grund beleidigt.

„Gibt's Bier?“, krächzte Besdomny.

„Kommt erst abends“, sagte die Frau.

„Und was haben Sie dann?“, fragte Berlioz.

„Aprikosenlimonade. Aber nur warm“, lautete die knappe Antwort.

„Na gut, geben Sie her...“

Die Aprikosenlimonade schäumte gelb und üppig, verströmte dabei einen sonderbaren Duft – eine Mischung aus Zucker und Friseursalon. Kaum hatten sie getrunken, begann das unvermeidliche Hicksen. Sie bezahlten, gingen zu einer Bank am Teich und ließen sich nieder, den Rücken zur Bronnaja gewandt.

Da geschah das zweite Seltsame – diesmal nur mit Berlioz. Plötzlich verstummte sein Hicksen. Das Herz stockte, fiel in eine bodenlose Leere und kehrte zurück mit einem dumpfen, stechenden Schmerz darin. Gleichzeitig überkam ihn eine Angst, so grundlos wie überwältigend – am liebsten wäre er davongelaufen.

Verwirrt blickte er sich um, begriff nicht, was ihn so erschreckte. Er wurde fahl, wischte sich die Stirn mit dem Taschentuch und dachte: „Was ist nur los? Sowas hatte ich noch nie... Mein Herz macht Zicken... Ich bin überarbeitet... Ich sollte alles liegen lassen und nach Kislowodsk fahren...“

In diesem Moment verdichtete sich die flirrende Luft vor ihm, und aus dem Nichts nahm eine durchscheinende Gestalt Form an. Ein seltsamer Mann: auf dem kleinen Kopf eine Jockeymütze, ein kariertes, knappes, luftiges Jackett. Dürr, schmal in den Schultern, mit einem hämischen Grinsen im Gesicht.

Berlioz' Leben war bisher frei von allem Übernatürlichen gewesen. Nun wurde er noch blasser, riss die Augen auf und

dachte: „Das kann nicht sein!“

Aber es war. Der lange, durchscheinende Mann schwankte vor ihm – ohne den Boden zu berühren.

Der Schrecken traf ihn so heftig, dass er unwillkürlich die Augen schloss. Als er sie wieder öffnete, war alles verschwunden – die Gestalt fort, der Karierte weg, und mit ihm die stechende Nadel im Herzen.

„Zum Teufel!“, stieß der Redakteur aus. „Weißt du, Iwan, mich hätte fast die Hitze erwischt! Ich hatte sogar sowas wie eine Halluzination...“ Er versuchte zu lächeln, doch in seinen Augen lag noch immer ein Flackern von Angst, und seine Hände zitterten leicht. Allmählich aber beruhigte er sich, fächelte sich mit dem Taschentuch Luft zu und sagte schließlich in beinahe heiterem Ton: „Also gut, weiter...“ Dann kehrte er zu dem vor der Aprikosenlimonade unterbrochenen Gespräch zurück.

Dieses Gespräch, wie man später erfuhr, drehte sich um Jesus Christus. Der Redakteur hatte den Dichter beauftragt, ein großes antireligiöses Gedicht für die nächste Ausgabe zu schreiben. Iwan Nikolajewitsch hatte es in Windeseile verfasst, doch Berlioz war unzufrieden. Besdomny hatte Jesus düster dargestellt, doch das, so meinte der Redakteur, reiche nicht – das ganze Gedicht müsse neu geschrieben werden. Nun hielt er dem Dichter eine regelrechte Vorlesung über Jesus, um ihm seine grundsätzlichen Fehler aufzuzeigen.

Es ist schwer zu sagen, was Iwan Nikolajewitsch zum Verhängnis wurde – seine bildhafte Sprache oder seine gänzliche Unkenntnis der Materie –, doch sein Jesus war ein ganz und gar lebendiger, einstmals realer Jesus, bloß ausgestattet mit allen denkbaren schlechten Eigenschaften.

Berlioz hingegen versuchte dem Dichter klarzumachen, dass es nicht um gut oder böse ging, sondern darum, dass

dieser Jesus als historische Figur nie existiert hatte. Alle Berichte über ihn – reine Erfindung, ein schlichter Mythos.

Der Redakteur war belesen, und das ließ er spüren: Er verwies gewandt auf antike Historiker, etwa den berühmten Philon von Alexandria oder den umfassend gebildeten Flavius Josephus – beide erwähnten Jesus nicht mit einem Wort. Mit beeindruckender Gelehrsamkeit belehrte Michail Alexandrowitsch den Dichter auch darüber, dass die bekannte Stelle im fünfzehnten Buch, Kapitel 44 der „Annalen“ des Tacitus, in der Jesu Kreuzigung vorkommt, nichts weiter sei als eine spätere, gefälschte Einschlebung.

Der Dichter, dem all das völlig neu war, hörte aufmerksam zu, fixierte Berlioz mit seinen lebhaften grünen Augen und hickte gelegentlich, während er leise die Aprikosenlimonade verfluchte.

„Es gibt keine einzige orientalisch-religiöse Religion“, dozierte Berlioz, „in der nicht regelmäßig eine Jungfrau einen Gott zur Welt bringt. Und die Christen, ohne einen Funken Originalität, haben ihren Jesus auf exakt dieselbe Weise erschaffen – den es in Wahrheit nie gegeben hat. Genau da müssen wir ansetzen...“

Seine hohe Tenorstimme hallte durch die leere Allee. Und während Michail Alexandrowitsch immer tiefer in die Thematik glitt – in Tiefen, in die nur ein sehr Gebildeter hinabtauchen kann, ohne sich das Genick zu brechen –, lernte der Dichter immer neue, erstaunliche Dinge: über den ägyptischen Osiris, den sanften Gott, geboren von Himmel und Erde, über den phönizischen Tammuz, über Marduk und sogar über den kaum bekannten, schrecklichen Huitzilopochtli, den einstigen Götzen der Azteken.

Gerade als Michail Alexandrowitsch dem Dichter erklärte, wie die Azteken aus Teig eine Figur des Huitzilopochtli formten, erschien in der Allee der erste Mensch.

„Du, Iwan“, sagte Berlioz, „hast zum Beispiel die Geburt Jesu, des Gottessohns, sehr schön satirisch dargestellt. Aber der entscheidende Punkt ist: Schon vor Jesus wurden etliche Göttersöhne geboren – der phönizische Adonis, der phrygische Attis, der persische Mithras. Keiner von ihnen wurde je geboren, keinen von ihnen hat es gegeben – genauso wenig wie Jesus. Statt die Geburt oder etwa die Ankunft der Weisen zu schildern, solltest du besser die absurden Gerüchte über diese Ankunft darstellen. Sonst sieht es bei dir so aus, als sei er tatsächlich zur Welt gekommen!“

Besdomny versuchte nun, seinen quälenden Schluckauf zu unterdrücken, indem er den Atem anhielt – was nur dazu führte, dass er noch heftiger und schmerzhafter hickste. In eben diesem Moment brach Berlioz seine Rede ab, denn der Fremde war plötzlich aufgestanden und kam auf die beiden Schriftsteller zu.

Sie schauten ihn überrascht an.

„Verzeihen Sie bitte“, begann der Fremde mit einem Akzent, aber ohne die Wörter zu verformen, „dass ich mir erlaube, ohne vorgestellt zu sein... Doch das Thema Ihrer gelehrten Diskussion ist so spannend, dass...“

Er zog höflich sein Barett, und die beiden Freunde konnten nicht anders, als sich zu erheben und ihn zu grüßen.

„Nein, eher ein Franzose...“, dachte Berlioz.

„Ein Pole?...“, dachte Besdomny.

Man muss sagen, dass der Fremde auf den Dichter von Anfang an einen höchst unangenehmen Eindruck machte, während er Berlioz eher... nun, nicht gefiel, aber... sagen wir: ihn interessierte.

„Gestatten Sie, dass ich mich zu Ihnen setze?“, fragte der Fremde höflich, und die beiden rückten wie von selbst auseinander. Der Unbekannte setzte sich geschickt zwischen sie und begann ohne Umschweife:

„Wenn ich recht gehört habe, sagten Sie, dass es Jesus nie gegeben habe?“, fragte er und richtete seinen linken grünen Auge auf Berlioz.

„Nein, Sie haben sich nicht verhört“, erwiderte dieser höflich, „genau das habe ich gesagt.“

„Ach, wie interessant!“, rief der Fremde aus.

„Was zum Teufel will der?“, dachte Besdomny und runzelte die Stirn.

„Und Sie teilen diese Ansicht Ihres Gesprächspartners?“, wandte sich der Unbekannte nun an Besdomny.

„Hundertprozentig!“, bestätigte der Dichter, der für seine blumige Ausdrucksweise bekannt war.

„Erstaunlich!“, rief der ungebetene Gast und blickte sich plötzlich verstohlen um. Dann senkte er die Stimme und sagte:

„Verzeihen Sie meine Aufdringlichkeit, aber habe ich Sie richtig verstanden, dass Sie, neben allem anderen, auch nicht an Gott glauben?“ Dabei riss er die Augen weit auf und fügte hinzu: „Ich schwöre, ich verrate es keinem.“

„Ja, wir glauben nicht an Gott“, sagte Berlioz mit einem leichten Lächeln über die gespielte Bestürzung des Fremden. „Aber darüber kann man hier ganz offen sprechen.“

Der Fremde lehnte sich auf der Bank zurück, seine Stimme wurde fast quietschend vor Neugier:

„Sie sind Atheisten?!“

„Ja, wir sind Atheisten“, antwortete Berlioz mit einem Lächeln, während Besdomny verdrießlich dachte: „Was will dieser ausländische Gockel eigentlich?“

„Oh, wie wundervoll!“, rief der merkwürdige Fremde aus und drehte den Kopf hin und her, um die beiden Schriftsteller genau zu mustern.

„In unserem Land überrascht Atheismus niemanden“, erklärte Berlioz betont höflich, „die Mehrheit unserer

Bevölkerung hat sich längst bewusst von den Märchen über Gott abgewandt.“

Da tat der Fremde etwas völlig Unerwartetes: Er stand auf, schüttelte dem verblüfften Berlioz die Hand und sagte mit feierlichem Ton:

„Lassen Sie mich Ihnen von Herzen danken!“

„Wofür danken Sie ihm denn?“, fragte Besdomny blinzelnd.

„Für eine äußerst wichtige Information, die für mich als Reisenden von größtem Interesse ist“, erklärte der seltsame Ausländer bedeutungsvoll und hob einen Finger in die Luft.

Diese Information schien ihn tatsächlich zu beeindrucken, denn sein Blick huschte erschrocken über die Häuserzeilen, als erwarte er hinter jedem Fenster einen Atheisten.

„Nein, ein Engländer ist er nicht...“, dachte Berlioz.

„Wo zum Teufel hat der so gut Russisch gelernt?“, fragte sich Besdomny und runzelte erneut die Stirn.

„Erlauben Sie mir eine Frage“, begann der Fremde nach kurzem, sorgenvollem Nachdenken, „wie steht es denn mit den Beweisen für die Existenz Gottes – jener fünf berühmten?“

„Ach!“ Berlioz zuckte bedauernd mit den Schultern. „Keiner dieser Beweise hält stand, und die Menschheit hat sie längst zu den Akten gelegt. Schließlich werden Sie mir zustimmen, dass es auf rationaler Ebene keinen Gottesbeweis geben kann.“

„Bravo!“, rief der Fremde. „Bravo! Sie haben die Gedanken des ruhelosen alten Immanuel in dieser Frage exakt wiedergegeben. Doch das Kuriose: Er widerlegte alle fünf Beweise – und schuf dann, als ob er sich selbst foppen wollte, ein sechstes, eigenes!“

„Kants Argumentation“, erwiderte Berlioz mit feinem Lächeln, „ist ebenso unhaltbar. Nicht umsonst sagte Schiller, seine Beweisführung könne nur Sklaven befriedigen, und Strauss machte sich sogar darüber lustig.“

Während er sprach, fragte sich Berlioz: „Wer ist dieser Mann? Und wie kommt er nur zu so einwandfreiem Russisch?“

„Man müsste diesen Kant für solche Beweise mal drei Jahre auf die Solowki-Inseln schicken!“, warf Iwan Nikolajewitsch plötzlich ein.

„Iwan!“, flüsterte Berlioz verlegen.

Doch der Vorschlag, Kant nach Solowki zu verbannen, erschreckte den Fremden keineswegs – im Gegenteil, er war entzückt.

„Genau, genau!“, rief er, sein grünes Auge funkelte. „Dort gehört er hin! Ich sagte ihm doch damals beim Frühstück: ‚Wissen Sie, Professor, bei allem Respekt – was Sie da gebaut haben, ist reichlich holprig! Klug, ja – aber völlig unverständlich. Die Leute werden sich über Sie kaputt lachen.‘“

Berlioz riss die Augen auf. „Beim Frühstück... mit Kant?! Was redet der da nur?“ – dachte er.

Doch der Fremde ließ sich nicht beirren. Stattdessen wandte er sich an den Dichter:

„Aber Kant nach Solowki zu schicken ist unmöglich – aus dem einfachen Grund, dass er bereits seit über hundert Jahren an einem deutlich weiter entfernten Ort weilt. Und glauben Sie mir: Von dort kommt niemand zurück!“

„Schade!“, rief der streitlustige Dichter.

„Ja, schade“, bekräftigte der Fremde mit blitzendem Blick und fuhr fort:

„Aber eine Frage lässt mich nicht los: Wenn es keinen Gott gibt – wer, bitte schön, lenkt dann das Leben des Menschen und die Ordnung auf der Erde?“

„Der Mensch selbst lenkt alles“, entgegnete Besdomny hastig, leicht genervt von dieser, gelinde gesagt, merkwürdigen Frage.

„Verzeihen Sie“, sagte der Fremde sanft, „aber zum Lenken braucht man wenigstens einen Plan. Erlauben Sie mir also die Gegenfrage: Wie kann der Mensch lenken, wenn er nicht einmal fähig ist, einen Plan für eine lächerlich kurze Spanne – sagen wir tausend Jahre – zu entwerfen, ja, nicht einmal für den morgigen Tag?“

Nun wandte er sich an Berlioz:

„Stellen Sie sich vor, Sie beginnen, alles zu lenken, über andere und sich selbst zu verfügen, kurz: Sie kommen auf den Geschmack – und plötzlich haben Sie... kch... kch... Lungenkrebs.“

Der Fremde lächelte süßlich, als ob ihm dieser Gedanke Vergnügen bereitete.

„Ja, Krebs“, wiederholte er genüsslich und blinzelte, als hätte er gerade das köstlichste Wort der Welt ausgesprochen. „Und schon ist's aus mit der Lenkung! Kein Schicksal interessiert Sie mehr – nur noch Ihr eigenes. Ihre Nächsten beginnen, Sie zu belügen. Sie, die Unruhe im Leib, laufen erst zu den besten Ärzten, dann zu Scharlatanen, dann vielleicht gar zu Wahrsagern. Doch weder das eine noch das andere noch das dritte hilft – und das wissen Sie. Am Ende läuft alles wie es muss: Jemand, der eben noch glaubte, das Leben zu steuern, liegt plötzlich reglos in einem hölzernen Kasten, und die Umstehenden, die wissen, dass da nichts mehr zu holen ist, schieben ihn in den Ofen.“

„Oder es kommt noch schlimmer: Der Mensch hat sich gerade vorgenommen, nach Kislowodsk zu reisen“ – hier warf der Fremde einen schrägen Blick zu Berlioz – „eine scheinbar harmlose Kleinigkeit, doch nicht einmal das gelingt ihm mehr, weil er – aus welchem Grund auch immer – ausrutscht und unter eine Straßenbahn gerät! Wollen Sie ernsthaft behaupten, das habe er selbst gelenkt? Ist es nicht logischer, anzunehmen, dass jemand ganz anderer über ihn verfügt hat?“

Und bei diesen Worten stieß der Fremde ein seltsames Kichern aus.

Berlioz hörte sich diesen unerfreulichen Vortrag über Krebs und Straßenbahnunfälle aufmerksam an, und beunruhigende Gedanken begannen in ihm zu nagen. „Er ist kein Ausländer... kein Ausländer...“, dachte er. „Er ist eine höchst merkwürdige Erscheinung... aber wer zum Teufel ist er?“

„Sie möchten rauchen, wie ich sehe?“, wandte sich der Unbekannte plötzlich an Besdomny. „Welche Sorte bevorzugen Sie?“

„Haben Sie etwa verschiedene?“, brummte der Dichter, der soeben seine letzten Zigaretten aufgeraucht hatte.

„Welche bevorzugen Sie?“, wiederholte der Unbekannte.

„Na schön, Nascha Marka“, erwiderte Besdomny schroff.

Der Fremde zog ohne zu zögern ein Etui aus der Tasche und hielt es ihm hin: „Nascha Marka.“

Doch nicht der Inhalt verblüffte die Literaten am meisten – tatsächlich befanden sich darin Zigaretten der gewünschten Marke –, sondern das Etui selbst. Es war riesig, aus massivem Gold und auf dem geöffneten Deckel funkelte ein dreieckiger Diamant in blauem und weißem Licht.

Die Gedanken der beiden Männer gingen dabei auseinander. Berlioz dachte: „Nein, er ist doch ein Ausländer!“ Besdomny hingegen: „Was zum Teufel...?!“

Der Dichter und der Besitzer des Etuis zündeten sich Zigaretten an. Berlioz, der Nichtraucher, lehnte ab.

„Ich sollte ihm jetzt entgegenhalten“, dachte Berlioz, „ja, der Mensch ist sterblich, keine Frage. Aber die eigentliche...“

Doch er kam nicht mehr dazu. Der Fremde hob wieder an: „Ja, der Mensch ist sterblich – aber das ist nicht mal das Schlimmste. Schlimmer ist, dass er manchmal ganz plötzlich sterblich ist – und genau darin liegt der Haken! Und

obendrein weiß er nicht einmal, was er heute Abend tun wird.“

„Was für eine absurde Fragestellung...“, dachte Berlioz und sagte:

„Also bitte, das ist doch übertrieben. Ich weiß ziemlich genau, wie mein heutiger Abend aussieht. Natürlich – vorausgesetzt, mir fällt nicht zufällig ein Ziegelstein auf den Kopf...“

„Ein Ziegelstein“, unterbrach ihn der Fremde mit Nachdruck, „fällt nie einfach so und grundlos jemandem auf den Kopf. Und vor allem versichere ich Ihnen: Ihnen droht das nicht. Sie werden auf ganz andere Weise sterben.“

„Ach ja? Vielleicht wissen Sie sogar, auf welche?“, fragte Berlioz, den die Absurdität des Gesprächs nun beinahe amüsierte. „Und wollen Sie es mir etwa verraten?“

„Sehr gern“, sagte der Fremde. Er musterte Berlioz wie ein Schneider, der Maß nimmt, murmelte durch die Zähne: „Eins, zwei... Merkur im zweiten Haus... der Mond ist weg... sechs – Unglück... Abend – sieben...“ und verkündete laut und fröhlich:

„Man wird Ihnen den Kopf abschlagen!“

Besdomny riss die Augen auf, wild und wütend, während Berlioz mit schiefer Miene fragte:

„Und wer bitte? Feinde? Invasoren?“

„Nein“, erwiderte der Fremde, „eine russische Frau. Eine Komsomolzin.“

„Hm...“, brummte Berlioz, nun deutlich verärgert über diesen geschmacklosen Witz. „Das ist, verzeihen Sie, ziemlich unwahrscheinlich.“

„Verzeihen Sie mir“, entgegnete der Fremde, „aber genau so wird es kommen. Übrigens, wenn es kein Geheimnis ist – was haben Sie für heute Abend geplant?“

„Kein Geheimnis. Ich gehe jetzt nach Hause in die Sadowaja. Und um zehn findet bei der Massolit eine Sitzung

statt, bei der ich den Vorsitz führe.“

„Nein, das wird nicht geschehen“, sagte der Fremde entschieden.

„Und warum nicht?“

„Weil“, sprach der Fremde und blinzelte in den Himmel, wo schwarze Vögel lautlos ihre Kreise zogen, als spürten sie bereits die abendliche Kühle, „weil Annuschka bereits das Sonnenblumenöl gekauft hat. Und nicht nur gekauft – sie hat es auch schon verschüttet. Deshalb wird die Sitzung nicht stattfinden.“

Unter den Linden trat ein Schweigen ein.

„Verzeihen Sie“, sagte Berlioz nach einer Weile und blickte den Unbekannten an, der solchen Unsinn redete, „aber was hat Sonnenblumenöl damit zu tun? Und wer ist diese Annuschka?“

„Das Sonnenblumenöl hat Folgendes damit zu tun“, sagte Besdomny plötzlich, offenbar entschlossen, dem ungebetenen Gast den Kampf anzusagen, „waren Sie, Bürger, jemals in einer Nervenheilanstalt?“

„Iwan!“, flüsterte Michail Alexandrowitsch vorwurfsvoll.

Doch der Fremde war keineswegs beleidigt – im Gegenteil, er lachte laut und herzlich.

„Ja, ja, ich war dort! Und nicht nur einmal!“, rief der Fremde lachend, ohne Besdomny aus den Augen zu lassen. „Wo ich überall war! Nur schade, dass ich nie auf die Idee kam, einen Professor zu fragen, was Schizophrenie eigentlich ist. Aber das können Sie ja selbst bei ihm herausfinden, Iwan Nikolajewitsch!“

„Woher wissen Sie, wie ich heiße?“

„Aber bitte, Iwan Nikolajewitsch, wer kennt Sie denn nicht?“

Da zog der Fremde aus seiner Tasche die gestrige Ausgabe der Literaturnaja Gaseta, und Iwan Nikolajewitsch sah sofort auf der Titelseite sein eigenes Porträt – darunter seine

Verse. Doch der Beweis seines Ruhms, der ihn gestern noch mit Stolz erfüllt hatte, ließ ihn nun kalt.

„Verzeihen Sie“, sagte er mit verfinsteter Miene, „könnten Sie einen Moment warten? Ich möchte meinem Kameraden ein paar Worte sagen.“

„Oh, mit Vergnügen!“, rief der Unbekannte aus. „Hier unter den Linden ist es herrlich, und außerdem habe ich es nicht eilig.“

„Hör zu, Mischa“, flüsterte der Dichter, nachdem er Berlioz beiseitegezogen hatte, „der ist kein Tourist, sondern ein Spion. Ein russischer Emigrant, der sich hier eingeschlichen hat. Frag ihn nach seinen Papieren, bevor er verduftet...“

„Meinst du?“, flüsterte Berlioz beunruhigt zurück, während sein Gedanke sich überschlug: „Er könnte recht haben...“

„Glaub mir“, raunte Besdomny, „er spielt den Dummen, um uns auszuhorchen. Hast du gehört, wie perfekt er Russisch spricht?“

Besdomny ließ den Fremden nicht aus den Augen, während er sprach – bloß kein plötzliches Verschwinden.

„Komm, lass ihn uns nicht entweichen...“

Er zog Berlioz an der Hand zurück zur Bank.

Doch der Unbekannte saß nicht mehr, er stand daneben – mit einer kleinen dunklen Buchmappe, einem dicken Umschlag aus feinem Papier und einer Visitenkarte in der Hand.

„Verzeihen Sie, dass ich mich im Eifer unserer Diskussion nicht vorgestellt habe. Hier meine Karte, mein Pass und die Einladung nach Moskau zur Konsultation“, sagte der Fremde mit Nachdruck und sah die beiden Literaten durchdringend an.

Beide fühlten sich ertappt.

„Verdammt, er hat alles gehört...“, dachte Berlioz und machte eine beschwichtigende Geste, dass es nicht nötig sei, die Dokumente zu zeigen.

Doch der Fremde reichte sie ihm dennoch. Der Dichter erhaschte einen Blick auf die Visitenkarte – in lateinischer Schrift stand dort das Wort „Professor“ sowie der Anfang des Nachnamens: ein „V“.

„Sehr erfreut“, murmelte der Redakteur verlegen, woraufhin der Fremde seine Papiere zurück in die Tasche steckte.

Damit war der Friede wiederhergestellt, und alle drei nahmen erneut auf der Bank Platz.

„Sie wurden also als Berater eingeladen, Professor?“, fragte Berlioz.

„Ja, als Berater.“

„Sie sind Deutscher?“, erkundigte sich Besdomny.

„Ich?...“ Der Professor wiederholte die Frage und schien kurz zu überlegen. „Ja, wohl ein Deutscher...“, sagte er schließlich.

„Sie sprechen aber ausgezeichnet Russisch“, merkte Besdomny an.

„Oh, ich bin Polyglott. Ich beherrsche eine Vielzahl von Sprachen“, erwiderte der Professor.

„Und was ist Ihr Fachgebiet?“, fragte Berlioz.

„Ich bin Spezialist für schwarze Magie.“

„Na sowas!“, hämmerte es in Michail Alexandrowitschs Kopf.

„U... und Sie wurden speziell für dieses Fachgebiet eingeladen?“, stotterte er.

„Ja, genau deswegen“, bestätigte der Professor und erklärte:

„In der Staatsbibliothek wurden echte Manuskripte des Zauberers Gerbert von Aurillac aus dem zehnten Jahrhundert entdeckt. Ich wurde beauftragt, sie zu entschlüsseln. Ich bin weltweit der einzige Spezialist.“

„Ah! Sie sind also Historiker?“, fragte Berlioz mit spürbarer Erleichterung und wachsendem Respekt.

„Ich bin Historiker“, bestätigte der Professor und fügte dann, völlig aus dem Zusammenhang gerissen, hinzu:

„Heute Abend am Patriarchenteich wird eine interessante Geschichte geschehen.“

Wieder blickten sich der Redakteur und der Dichter erstaunt an.

Der Professor winkte sie näher zu sich, und als sie sich ihm beugten, flüsterte er:

„Merken Sie sich: Jesus hat existiert.“

„Sehen Sie, Professor“, erwiderte Berlioz mit einem gezwungenen Lächeln, „wir respektieren Ihr umfassendes Wissen, aber wir vertreten in dieser Frage eine andere Auffassung.“

„Es braucht keine Auffassungen“, entgegnete der merkwürdige Professor. „Er hat einfach existiert. Mehr gibt es dazu nicht zu sagen.“

„Aber man braucht doch Beweise...“, begann Berlioz.

„Beweise sind nicht nötig“, sagte der Professor, nun ganz leise, sein Akzent wie weggeblasen:

„Ganz einfach: In einem weißen Mantel mit blutrotem Futter, mit schlurfendem Kavallerieschritt, früh am Morgen des vierzehnten Tages des Frühlingsmonats Nisan...“

KAPITEL 2

Pontius Pilatus

In einem weißen Mantel mit blutrotem Futter, schleppend, im Kavallerieschritt, trat am frühen Morgen des vierzehnten Tages im Frühlingsmonat Nisan der Statthalter von Judäa, Pontius Pilatus, in die überdachte Kolonnade zwischen den Flügeln des Palastes von Herodes dem Großen.

Nichts auf der Welt verabscheute der Statthalter mehr als den Duft von Rosenöl, und alles deutete darauf hin, dass dieser Tag ein übler werden würde, denn dieser Geruch haftete ihm bereits seit der Dämmerung an. Es schien ihm, als verströmten selbst die Zypressen und Palmen im Garten diesen süßen Duft, als mische sich zu dem Schweiß und Leder der Eskorte ein verdammter Rosenschwall. Aus den Wirtschaftsgebäuden hinter dem Palast, wo die erste Kohorte der Zwölften Blitzlegion untergebracht war, die mit dem Statthalter nach Jerschalaïm gekommen war, zog Rauch durch die obere Terrasse des Gartens in die Kolonnade. Zum bitteren Qualm, der verriet, dass die Feldköche der Zenturien das Mittagessen zubereiteten, gesellte sich wieder dieser schwere Rosenduft.

„O Götter, Götter, warum straft ihr mich?... Nein, kein Zweifel, es ist wieder da - dieses unbezwingbare, schreckliche Leiden... Migräne, die nur eine Kopfhälfte peinigt... Es gibt kein Mittel, keine Rettung... Ich werde versuchen, den Kopf stillzuhalten...“

Ein Stuhl stand schon auf dem Mosaikboden neben dem Brunnen bereit. Der Statthalter ließ sich hineinfallen, sah niemanden an und streckte nur die Hand aus. Der Sekretär legte ehrfürchtig ein Stück Pergament hinein. Pilatus verzog

schmerzhaft das Gesicht, überflog das Geschriebene mit schrägem Blick, reichte das Pergament zurück und brachte mühsam hervor:

„Ein Angeklagter aus Galiläa? Wurde die Angelegenheit an den Tetrarchen weitergegeben?“

„Ja, Statthalter“, antwortete der Sekretär.

„Und was hat er entschieden?“

„Er weigerte sich, ein Urteil zu sprechen, und leitete das Todesurteil des Sanhedrins zur Bestätigung an Sie weiter“, erklärte der Sekretär.

Der Statthalter zuckte mit der Wange und sagte leise: „Führt den Angeklagten vor.“

Zwei Legionäre traten von der Terrasse in die Galerie unter die Säulen und stellten sich mit dem Gefangenen vor den Stuhl des Statthalters. Es war ein Mann von etwa siebenundzwanzig Jahren, in einen alten, zerrissenen blauen Kittel gehüllt. Sein Kopf war mit einem weißen Tuch umwickelt, das ein Riemen über der Stirn hielt. Die Hände gefesselt hinter dem Rücken. Unter dem linken Auge ein dunkler Bluterguss, am Mundwinkel eine verkrustete Schürfwunde. Der Blick des Mannes war wach und neugierig auf den Statthalter gerichtet.

Pilatus schwieg eine Weile, dann fragte er leise auf Aramäisch: „Also warst du es, der das Volk aufgewiegelt hat, den Tempel von Jerschalaim zu zerstören?“

Während er sprach, saß er wie versteinert, nur die Lippen bewegten sich kaum. Er wagte es nicht, sich zu rühren, aus Angst, das höllische Pochen in seinem Kopf könnte zurückkehren.

Der Mann mit den gefesselten Händen beugte sich leicht vor und begann: „Guter Mann! Glaub mir...“

Doch Pilatus unterbrach ihn sogleich, ohne sich zu regen, ohne die Stimme zu heben: „Mich nennst du einen guten

Mann? Du irrst. In Jerschalaim flüstern sie, ich sei ein grausames Ungeheuer – und sie haben recht.“

Genauso tonlos fuhr er fort: „Zenturio Rattentöter zu mir.“

Es schien, als sei es auf dem Balkon dunkler geworden, als der Zenturio der ersten Zenturie, Markus, genannt Rattentöter, vor dem Statthalter erschien. Rattentöter war ein Hüne, überragte selbst die größten Soldaten der Legion, und seine Schultern waren so breit, dass er die junge Morgensonne völlig abschirmte.

Der Statthalter sprach ihn auf Latein an: „Der Verbrecher nennt mich ‚guter Mensch‘. Führ ihn für eine Minute hinaus und erklär ihm, wie man mit mir spricht. Aber verletz ihn nicht.“

Alle, nur nicht der regungslose Statthalter, verfolgten mit Blicken, wie Markus Rattentöter dem Gefesselten mit einer Geste bedeutete, ihm zu folgen.

Wo auch immer Rattentöter auftauchte, zogen ihn die Blicke auf sich – wegen seiner Größe. Wer ihn zum ersten Mal sah, erschrak zudem über sein entstelltes Gesicht: Die Nase, zerschmettert von einem germanischen Keulenschlag.

Schwer hallten seine Stiefel auf dem Mosaik, der Gefangene folgte ihm lautlos. Schweigen senkte sich über die Kolonnade, nur das Girren der Tauben auf der Gartenterrasse und das leise Plätschern des Brunnens waren zu hören. Der Statthalter verspürte das Verlangen, aufzustehen, den Kopf unter den Wasserstrahl zu halten und darin zu verharren. Doch er wusste, dass selbst das keine Linderung bringen würde.

Kaum hatte Rattentöter den Gefangenen aus der Kolonnade in den Garten geführt, nahm er von einem Legionär, der an am Sockel einer Bronzestatue stand, eine Geißel und schlug dem Gefesselten mit einer lässigen, fast gleichgültigen Bewegung auf die Schultern. Die Geste war flüchtig und leicht, doch der Mann brach augenblicklich

zusammen, als hätte man ihm die Beine fortgezogen. Er rang nach Luft, die Farbe wich aus seinem Gesicht und seine Augen wurden leer.

Mit nur einer Hand hob Markus ihn mühelos in die Höhe, als trüge er einen leeren Sack, stellte ihn wieder auf die Beine und sprach mit nasaler Stimme und schwerfälliger Aramäisch-Aussprache: „Den römischen Statthalter nennt man Hegemon. Nichts weiter. Stillstehen. Hast du mich verstanden, oder soll ich dich nochmals schlagen?“

Der Gefangene schwankte, fing sich, die Farbe kehrte zurück, er atmete tief durch und antwortete heiser: „Ich habe dich verstanden. Schlag mich nicht.“

Eine Minute später stand er wieder vor dem Statthalter.

Eine matte, kranke Stimme fragte: „Name?“

„Mein Name?“, erwiderte der Gefangene hastig, mit der Haltung eines Mannes, der sich sichtlich mühte, vernünftig zu antworten, um keinen weiteren Ärger zu provozieren.

Der Statthalter sprach leise: „Meinen Namen kenne ich. Stell dich nicht dümmer, als du bist. Deinen Namen.“

„Jeschua“, antwortete der Gefangene eilig.

„Hast du einen Beinamen?“

„Ha-Nozri.“

„Woher stammst du?“

„Aus der Stadt Gamala“, sagte der Gefangene und wies mit dem Kopf nach rechts, nordwärts, dorthin, wo irgendwo fern die Stadt Gamala lag.

„Was ist deine Abstammung?“

„Ich weiß es nicht genau“, antwortete der Gefangene lebhaft. „Ich erinnere mich nicht an meine Eltern. Man sagte mir, mein Vater sei ein Syrer gewesen...“

„Wo wohnst du gewöhnlich?“

„Ich habe keinen festen Wohnsitz“, antwortete der Gefangene verlegen. „Ich ziehe von Stadt zu Stadt.“

alt und zittrig gewordene Finanzdirektor seinen Rücktritt ein. Merkwürdigerweise überbrachte seine Frau das Rücktrittsgesuch ins Varieté. Grigorij Danilowitsch hatte an diesem letzten Tag nicht einmal die Kraft, das Gebäude zu betreten, in dem er einst das vom Mondlicht beschienene, zerbrochene Fensterglas gesehen hatte - und die lange Hand, die sich tastend zur unteren Verriegelung vorarbeitete.

Nach seinem Abschied vom Varieté übernahm er eine Stelle im Puppentheater von Samoskworetschje. Dort hatte er nichts mehr mit Akustik zu tun - und auch nicht mit dem ehrenwerten Arkadij Apollonowitsch Sempeljajew, der kurzerhand nach Brjansk versetzt und zum Leiter eines Pilzverarbeitungsbetriebs ernannt wurde. Nun genießen die Moskauer gesalzene Rotkappen und eingelegte Steinpilze - und sind mit dieser Personalentscheidung überaus zufrieden. Man kann sagen, Arkadij Apollonowitsch hatte einfach kein Glück mit der Akustik: So sehr er sich auch mühte, sie blieb, wie sie war.

Auch Nikanor Iwanowitsch Bosoi brach mit dem Theater - obwohl seine Verbindung zu Bühnen nur durch die Liebe zu Freikarten bestand. Seither betritt er kein Theater mehr, weder gegen Bezahlung noch gratis, und sein Gesicht verzieht sich bei jeder Erwähnung. Noch mehr - ja, weit mehr - hasst er neben dem Theater den Dichter Puschkine und den talentierten Schauspieler Sawwa Potapowitsch Kurolessow. Letzteren so sehr, dass er im vergangenen Jahr vor Wut rot anlief, als er in der Zeitung eine schwarz umrandete Todesanzeige über Kurolessows plötzlichen Schlaganfall im Höhepunkt seiner Karriere las, und selbst beinahe mitgestorben wäre, während er brüllte: „Das geschieht ihm recht!“

Mehr noch: Am selben Abend, geplagt von düsteren Erinnerungen an den verstorbenen Schauspieler, betrank

sich Nikanor Iwanowitsch bis zur Bewusstlosigkeit – allein, in Gesellschaft des vollen Mondes, der über der Sadowaja stand. Mit jedem Glas wuchs in ihm die verfluchte Kette verhasster Gestalten: Sergej Gerardowitsch Dunschil, die Schönheit Ida Gerkulanowna, der rothaarige Besitzer von Kampfgänsen und der zwielichtige Nikolai Kanawkin.

Doch was war mit ihnen geschehen? Nichts. Denn sie hatten nie existiert – ebenso wenig wie der sympathische Conférencier, das Theater selbst, die geizige Tante Porochownikowa mit ihrer Devisenhortung im Keller, die goldenen Trompeten oder die frechen Köche. All das war nichts als ein Traum Nikanor Iwanowitschs – ausgelöst vom Schurken Korowjew. Der einzige Reale darin war Sawwa Potapowitsch, der Schauspieler – und der war nur hineingeraten, weil er sich durch seine häufigen Radioauftritte tief ins Gedächtnis Nikanor Iwanowitschs eingebrannt hatte. Er existierte – die anderen nicht.

Aber was ist mit Aloisij Mogarytsch? Oh nein – dieser existierte nicht nur, er lebt noch immer – und zwar genau in der Position, die Rimskij aufgegeben hatte: als Finanzdirektor des Variété-Theaters.

Etwa einen Tag nach seinem Besuch bei Woland kam Aloisij im Zug, irgendwo bei Wjatka, wieder zu sich – geistig umnebelt und mit leerem Blick. Erst da stellte er fest, dass er Moskau verlassen hatte, ohne eine Hose anzuziehen. Dafür aber – warum auch immer – hatte er das Hausbuch eines Bauherrn gestohlen. Für eine enorme Summe kaufte er dem Schaffner eine alte, speckige Hose ab und kehrte aus Wjatka zurück. Doch das Haus des Bauherrn war verschwunden – vom Feuer völlig verschlungen.

Aber Aloisij war geschäftstüchtig, zäh und schnell auf den Beinen. Zwei Wochen später bezog er bereits ein prächtiges Zimmer in der Brjussow-Gasse, und nach wenigen Monaten

saß er dort, wo einst Rimskij saß: im Büro des Finanzdirektors.

Und wie Rimskij einst unter Stepan gelitten hatte, so litt nun Warenucha unter Aloisij. Sein einziger Wunsch war, diesen Mann wieder loszuwerden – raus aus dem Varieté. Denn wie er in vertrauter Runde zu flüstern pflegte: „So eine miese Ratte wie diesen Aloisij habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht getroffen. Ich erwarte von ihm alles Mögliche.“

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

© 2025 aionas Verlag
Michail Bulgakow • Der Meister und Margarita
Russischer Original-Titel:
Master i Margarita (1940)
Übersetzung: Anton Miller

aionas Verlag, Rudolf-Breitscheid-Str. 4, 99423 Weimar
1. Auflage, 2025
ISBN Printausgabe: 978-3-96545-108-7